

Die Erfindung des Individuums

Der Liberalismus und die westliche Welt

Bearbeitet von
Larry Siedentop, Heiner Kober

2. Aufl. 2016. Buch. 495 S. Hardcover
ISBN 978 3 608 94886 8
Format (B x L): 14,7 x 22,2 cm
Gewicht: 665 g

[Weitere Fachgebiete > Geschichte > Kultur- und Ideengeschichte](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de



Larry Siedentop

DIE
ERFINDUNG
DES
INDIVIDUUMS

Der Liberalismus und
die westliche Welt

Aus dem Englischen
von Hainer Kober

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Inventing the Individual. The Origins of Western Liberalism«

im Verlag Allen Lane, an imprint of Penguin Books, London

© Larry Siedentop, 2014

Für die deutsche Ausgabe

© 2015 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Rothfos und Gabler, Hamburg

© Umschlagfoto: Murdo MacLeod/Polaris/Laif

Gesetzt von Kösel Media GmbH, Krugzell

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-94886-8

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dem Andenken meiner Eltern gewidmet

Die Geschichtswissenschaft befaßt sich nicht nur mit den materiellen Fakten und den Institutionen; der eigentliche Gegenstand ihres Studiums ist die menschliche Seele: Es soll danach streben, Einsicht zu gewinnen in das, was die Seele, der Geist, in den verschiedenen Epochen des menschlichen Geschlechts geglaubt, gedacht und empfunden hat.¹

Fustel de Coulanges

INHALT

Prolog: Worum geht es dem Westen?	9
---	---

DIE WELT DER ANTIKE

1 Die antike Familie	17
2 Der antike Staat	31
3 Der antike Kosmos	47

EINE MORALISCHE REVOLUTION

4 Die Welt auf den Kopf gestellt: Paulus	67
5 Die innere Wahrheit: Moralische Gleichheit	86
6 Heroismus in neuem Gewand	101
7 Eine neue Form des Zusammenlebens: Das Mönchtum	112
8 Die Schwachheit des Willens: Augustinus	126

DIE IDEE DES FUNDAMENTALGESETZES

9 Neue Einstellungen und Gewohnheiten	143
10 Geistliche und weltliche Macht	159
11 Barbarische Gesetze, römisches Recht und christliche Anschauungen	177
12 Der karolingische Kompromiss	189

EUROPA FINDET ZU SEINER IDENTITÄT

13	Warum der Feudalismus die antike Sklaverei nicht wieder einführte	207
14	Den »Gottesfrieden« fördern	223
15	Die Papstrevolution: Eine Verfassung für Europa?	241
16	Naturrecht und natürliche Rechte	260

EIN NEUES REGIERUNGSMODELL

17	Zentralisierung und das neue Gerechtigkeitsgefühl	281
18	Die Demokratisierung der Vernunft	295
19	Auf dem Weg zum Nationalstaat	314
20	Aufbruch der Städte	330

GEBURTSSWEHEN DER MODERNEN FREIHEIT

21	Volksbegehren und Ordensbrüder	347
22	Verteidigung der egalitären Moralvorstellungen	362
23	Gottes Freiheit und des Menschen Freiheit vereint: Ockham	379
24	Kampf um eine repräsentative Regierung in der Kirche	398
25	Abschied von der Renaissance	413

Epilog: Christentum und Säkularismus	433
Ausgewählte Bibliographie und Endnoten	451
Register	477

PROLOG

WORUM GEHT ES DEM WESTEN?

Hat es noch Sinn, von »dem Westen« zu sprechen? Die Menschen in den Nationen, die einst als Teil der Christenheit bezeichnet wurden – post-christliche Welt würde man heute wohl sagen –, scheinen ihre moralische Orientierung verloren zu haben. Wir haben keine überzeugende Geschichte mehr, die wir uns über unseren Ursprung und unsere Vergangenheit erzählen könnten. Unsere Sicht der Dinge hat wenig erzählerischen Schwung. Im Guten wie im Bösen sind uns die Dinge einfach zugestoßen.

Einige mögen diese Situation begrüßen als Befreiung von historischen Mythen wie dem biblischen Sündenfall und der Erlösung oder von dem Glauben an den Fortschritt, den die wissenschaftliche Entwicklung »garantiert«. Andere werden die Ansicht vertreten, durch ein umfassenderes Narrativ über die Globalisierung sei so etwas wie ein westliches Narrativ nicht nur obsolet, sondern auch moralisch zweifelhaft geworden.

Dem kann ich nicht zustimmen. Wenn wir den Westen vor einem globalen Hintergrund betrachten, fällt auf, dass wir uns in einem Wettbewerb der Weltanschauungen befinden, ob es uns gefällt oder nicht.

Die Entwicklung des islamischen Fundamentalismus – und der terroristischen Bewegungen, die er manchmal hervorbringt – ist das augenfälligste Beispiel. Eine Weltanschauung, in der religiöses Recht die weltliche Sphäre ausschließt und in der die Unterdrückung von Frauen ein krasser Verstoß gegen das Gleichheitsprinzip ist, lässt sich nicht mit den weithin geltenden moralischen Anschauungen des Westens vereinbaren. Das ist nur ein Beispiel von vielen. Ein anderes ist die Umwandlung des marxistischen Sozialismus in einen Quasi-Kapitalismus in China, dem größten Land der Erde. In China hat sich die herr-

schende Ideologie zu einer kruden Form des Utilitarismus entwickelt, der den Mehrheitsinteressen selbst auf Kosten der Gerechtigkeit oder der menschlichen Freiheit Geltung verschafft. Auch das verletzt einige unserer tiefsten Anschauungen.

Aber bedeuten diese Anschauungen, dass der Westen noch immer durch gemeinsame Überzeugungen zu definieren ist? Er kann Vorstellungen vorweisen, die gewöhnlich als »liberal« bezeichnet werden. Doch da stoßen wir sofort auf ein Problem. Denn in den Augen islamischer Fundamentalisten – und nicht weniger Beobachter im Westen – steht der Liberalismus heute für »Nicht-Überzeugung« – für Gleichgültigkeit und Permissivität, wenn nicht gar für Dekadenz. Wie kommt das? Und ist dieser Vorwurf gerechtfertigt?

Im vorliegenden Buch versuche ich, das herauszufinden. Meine Überlegungen stützen sich auf zwei Annahmen. Die erste besagt: Wenn wir die Beziehung zwischen Überzeugungen und sozialen Institutionen verstehen wollen – das heißt, wenn wir uns selbst verstehen wollen –, müssen wir sehr weit zurückblicken. Es kann Jahrhunderte dauern, bis tiefreichende moralische Wandlungen, Wandlungen von Überzeugungen, soziale Institutionen verändern. Die Annahme, Gewohnheiten und Einstellungen einer Gesellschaft könnten sich über Nacht verändern, wäre töricht.

Die zweite Annahme besagt, dass Überzeugungen trotzdem von größter Bedeutung sind – eine Annahme, die einst weit häufiger anzutreffen war als heute. Im 19. Jahrhundert gab es einen langwierigen Wettstreit zwischen der »idealistischen« und der »materialistischen« Auffassung von der historischen Veränderung, wobei nach Letzterer die Gesellschaftsordnung weniger auf gemeinsamen Überzeugungen beruht als vielmehr auf Technologie, wechselseitiger wirtschaftlicher Abhängigkeit und fortgeschrittener Arbeitsteilung. Selbst die verblasende Anziehungskraft des Marxismus gegen Ende des 20. Jahrhunderts vermochte dieser Ansicht nichts anzuhaben. Der Marxismus entwickelte sogar ein eigenartiges Nachleben, indem er das liberale Denken unterwanderte und eine weitere Versuchung darstellte, die Bedeutung von Überzeugungen geringzuschätzen. Die Versuchung war umso größer, als der Westen nach dem Zweiten Weltkrieg einen

nie dagewesenen Wohlstand erlebte. Wir begannen den Götzen des Wirtschaftswachstums anzubeten.

In diesem Buch möchte ich hingegen moralische Überzeugungen so ernst wie möglich nehmen, indem ich eine Reihe von »Augenblicken« herausgreife, in denen veränderte Überzeugungen begannen, über einen Zeitraum von fast 2000 Jahren auf soziale Beziehungen einzuwirken. Das soll nicht heißen, dass Überzeugungen die einzige Ursache waren. Die Geschichte der westlichen Entwicklung ist nicht einfach oder eingleisig. Zu keinem Zeitpunkt war eine Ursache alleine wirksam. Trotzdem habe ich den Eindruck, dass moralische Überzeugungen der westlichen Geschichte tatsächlich eine ganz bestimmte grundlegende »Richtung« vorgegeben haben.

Daher erzähle ich, wie das »Individuum« zur organisierenden sozialen Rolle im Westen wurde – das heißt, wie die »Zivilgesellschaft« entstand, die wir für selbstverständlich halten, wie diese ihre charakteristische Unterscheidung zwischen öffentlicher und privater Sphäre vornahm und die Bedeutung von Gewissen und Entscheidung stärker in den Mittelpunkt rückte. Es ist eine Geschichte über die langsamen, stolpernden und schwierigen Schritte, die zu einer individuellen moralischen Handlungsmacht führten. Diese wurde öffentlich anerkannt und durch den Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz und einklagbare Grundrechte geschützt.

Eine fundamentale Veränderung der moralischen Überzeugung prägte die Welt, in der wir leben. Das heißt aber nicht, dass die Protagonisten, die diese Veränderung einführten oder förderten, die sozialen Folgen, die schließlich eintraten, vorhergesehen oder gewünscht hätten. Teilweise handelt meine Erzählung von den unbeabsichtigten Konsequenzen dieses Überzeugungswandels. Ein wichtiger Teil der Geschichte des westlichen Liberalismus ist die Untersuchung dieser Konsequenzen.

Heute bezeichnen sich viele Menschen im Westen als Christen, ohne regelmäßig zur Kirche zu gehen oder auch nur eine rudimentäre Kenntnis der christlichen Lehre zu haben. Ist das nur Heuchelei oder Ignoranz? Vielleicht nicht. Unter Umständen ahnen die Menschen, dass die liberale säkulare Welt, in der sie leben – und die sie mehrheit-

lich billigen –, von christlichen Glaubensinhalten geprägt wurde. In diesem Fall zollen sie den Ursprüngen ihrer moralischen Anschauungen Tribut, wenn sie sich als Christen bezeichnen.

Ist es reiner Zufall, dass sich dieser liberale Säkularismus im christlichen Westen entwickelte? Das vorliegende Buch soll diese Frage beantworten. Eine Geschichte zu erzählen, die die Entwicklung eines Begriffs über einen Zeitraum von zwei Jahrtausenden beschreibt, ist nicht gerade in Mode. Verständlicherweise sind Historiker heute allergisch gegen alles, was teleologischen Argumenten ähnelt, bedenkt man, welchen Schaden die historizistischen »Fortschrittstheorien« im 18. und 19. Jahrhundert angerichtet haben. Ich habe versucht, diese Gefahr zu vermeiden.

Aber das ist beileibe nicht die einzige Gefahr. Die geistige Arbeitsteilung und die schiere Wissensakkumulation bedeuten heute für jeden, der versucht, sich einen Weg durch eine so lange Periode zu bahnen, ein enormes Risiko. Spezialisten werden sicherlich Vorbehalte haben und über Auslassungen und Entstellungen – wenn nicht gar ausgewachsene Fehler – stolpern. Aber müssen wir deshalb auf den Versuch verzichten, längere Entwicklungsstränge zu bestimmen und zu verfolgen? Ich finde, damit würden wir einen zu hohen Preis bezahlen.

Notgedrungen ist dieses Buch eher eine Interpretation als ein Produkt systematischer Gelehrsamkeit. Es stützt sich auf Material, das ich aus den unzähligen verfügbaren Quellen ausgewählt habe, weil es mir besonders anschaulich und authentisch erschien. Ich bin sicher, dass ich mit dieser Auswahl viele wertvolle Quellen unbeachtet gelassen habe. Dessen ungeachtet gibt es zahlreiche – lebende und tote – Historiker, deren Schriften für mich zugleich bewundernswerte Leistungen sind und unentbehrliche Hilfsmittel für die Beantwortung der Fragen, mit denen ich mich beschäftige. Ich stehe tief in ihrer Schuld. Sie sind die wirklichen Helden dieses Buches: Fustel de Coulanges, François Guizot, Brian Tierney, Harold Berman und Peter Brown. Wenn das Buch nicht mehr leisten würde, als die Aufmerksamkeit einer breiteren Leserschaft auf ihre Schriften zu lenken, hätte es schon etwas erreicht. Allerdings hoffe ich auch, dass es zu einem besseren Verständnis jener liberalen Tradition beiträgt, die den Kern westlicher Identität bildet.

Die Lektüre, die Gespräche und Debatten eines ganzen Lebens haben die folgenden Seiten geprägt. Einige der wichtigsten Freundschaften, die mich beeinflusst haben, sind heute leider nur noch Erinnerung: die Freundschaften mit Paul Fried, Myron Gilmore, John Plamenatz, Isaiah Berlin und John Burrow. Burrow hat noch vor seinem Tod den größten Teil des Manuskripts gelesen und wie immer scharfsinnige, hilfreiche und geistreiche Kommentare geliefert. Andere haben praktisch das ganze Manuskript gelesen und kommentiert, unter anderem Guglielmo Verdirame, Henry Mayr-Harting, Diarmaid MacCulloch und Edward Skidelsky. Ihre Kommentare und kritischen Anmerkungen waren von unschätzbarem Wert. Guglielmo und Henry Newman schulde ich besonderen Dank – für unzählige Abende, an denen unsere Gespräche alle Probleme unserer Zeit abgrasten. Ihre Großzügigkeit und Loyalität waren eine wichtige Voraussetzung für die Entstehung dieses Buches.

Schließlich grüße ich Ruth Dry vom Keble College, Oxford, deren lebenswürdige Geduld angesichts immer neuer Fassungen des Manuskripts wirklich bemerkenswert war.

LAS
Keble College, Oxford,
August 2013

DIE WELT DER ANTIKE

DIE ANTIKE FAMILIE

Wenn wir im Westen die Welt verstehen wollen, die wir geschaffen haben, müssen wir zunächst eine ganz andere, uns sehr ferne Welt verstehen – fern nicht im Raum, sondern in der Zeit.

Häufig lebt die ferne Vergangenheit auf überraschende Weise fort. Betrachten wir den Brauch, dass der Ehemann seine Braut über die Schwelle des neuen Heims trägt. Wer würde auf die Idee kommen, dass in dieser liebenswerten Sitte Überzeugungen aus einer Gesellschaft überleben, die sich von der unseren radikal unterschied? Es war eine in vielerlei Hinsicht abstoßende Gesellschaft, in der Ahnenverehrung, Familienkult und Erstgeburtsrecht völlig ungleiche soziale Identitäten schufen, nicht nur zwischen Männern und Frauen, sondern auch zwischen dem Erstgeborenen und den übrigen Söhnen.

Um also eine Sitte zu verstehen, die ursprünglich nicht liebenswert, sondern streng und verpflichtend war, müssen wir uns von unseren vorgefassten Meinungen verabschieden. Wir müssen uns in eine Welt versetzen, in der die Handlungsnormen ausschließlich die Ansprüche der Familie widerspiegeln, ihre Erinnerungen, Rituale und Rollen, und nicht die Ansprüche des individuellen Gewissens. Wir müssen uns eine Welt von Menschen oder Personen vorstellen, die nach unserem heutigen Verständnis keine Individuen waren.

Seit dem 16. Jahrhundert und der Entwicklung des Nationalstaates verstehen die Menschen im Westen unter »Gesellschaft« einen Zusammenschluss von Individuen. Noch vor kurzem kam das Empfinden von einer Andersartigkeit hinzu, die Auffassung, andere Kulturen hätten eine andere Organisationsgrundlage – die Kaste etwa, den Clan oder den Stamm. Doch in den letzten Jahrzehnten hat der westliche Einfluss auf den Rest der Welt durch den Kapitalismus, die Ausbrei-

tung der Demokratie und die Sprache der Menschenrechte dieses Gefühl des Andersseins verringert. Die Globalisierung hat es dem Westen erleichtert, sein individualisiertes Gesellschaftsmodell – eines, das individuelle Präferenzen und rationale Entscheidungen bevorzugt – auf die ganze Welt zu projizieren.

Wir sind Opfer unseres eigenen Erfolgs geworden. Denn wir laufen Gefahr, diesen Primat des Individuums als etwas »Offenkundiges« oder »Unvermeidliches« hinzunehmen, etwas, was durch Dinge außerhalb unserer selbst statt durch historische Überzeugungen und Kämpfe garantiert wird. Natürlich hat jeder Mensch einen Körper und Geist. Aber beweist das, dass die menschliche Gleichheit von der Natur und nicht der Kultur bestimmt wird?

Die Natur in Form der genetischen Ausstattung ist eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung. Die Gleichheit bedarf auch einer rechtlichen Basis in Gestalt der Grundrechte für jede Person. Um das zu erkennen, müssen wir nicht nur verstehen, dass sich die westliche Welt weit von ihren Ursprüngen entfernt hat, sondern auch, wie und warum das geschehen ist. Wir müssen die zwischen damals und heute liegenden Schritte nachvollziehen. Das wird nicht immer leicht sein. Weitverbreitete Selbstgefälligkeit über den Sieg eines individualisierten Gesellschaftsmodells lässt auf einen beunruhigenden Rückgang des historischen Verständnisses schließen. Wenn wir beispielsweise Aristoteles' Definition des Sklaven als »beseeltes Werkzeug« oder die Annahme, Frauen seien nicht zu vernünftigem Handeln in der Lage, lediglich für »Fehler« halten – für Symptome eines unterentwickelten Rechtsempfindens –, erweisen wir damit dem Verständnis der Vergangenheit einen schlechten Dienst. Schließlich war radikale soziale Ungleichheit in Gesellschaften mit weitverbreitetem Analphabetismus plausibler und leichter aufrechtzuerhalten.

Es ist üblich, die Ursprünge der westlichen Kultur nach Griechenland, Rom und in die jüdisch-christliche Tradition zu verlegen. Welche dieser Quellen sollen wir für die wichtigste halten? Die Frage wurde in verschiedenen Perioden verschieden beantwortet. Im Mittelalter galt das Christentum als entscheidende Quelle, eine Auffassung, die die Reformation im 16. Jahrhundert beibehielt. Im 18. Jahrhundert sah die

Aufklärung das jedoch anders. Bei ihrem Angriff auf »Aberglauben« und Kirchenprivilegien versuchten die Aufklärer, den moralischen und geistigen Abstand zwischen dem modernen Europa und der griechisch-römischen Antike zu minimieren. Dazu maximierten sie die Entfernung zwischen dem »dunklen« Mittelalter und der »hellen« Aufklärung ihrer eigenen Zeit. Für sie hatten die Naturwissenschaft und die rationale Methode den christlichen Glauben als Motor des menschlichen Fortschritts abgelöst. Die Befreiung des Individuums von der gesellschaftlichen Hierarchie des Feudalismus und die Befreiung des menschlichen Geistes von den eigennützigem Dogmen der Kirche waren die Geburt der Moderne.

Das Jahrtausend zwischen dem Fall des Weströmischen Reichs und der Renaissance wurde ein unglückliches Zwischenspiel, ein Rückschritt der Menschlichkeit. Gibbons berühmte Geschichte vom Verfall und Untergang Roms verschaffte den modernen Europäern Gelegenheit zu eleganter Trauer um die verlorene Antike und bot ihnen oben-dreien vergnüglichen Anlass zu antiklerikalem Spott. Dabei kam die moralische Bedeutung der christlichen Glaubensvorstellungen häufig viel zu kurz. Gibbons Bemerkung über eine spätrömische Matrone, die ihre Tochter Christus weihte, weil sie unbedingt Gottes »Schwiegermutter« werden wollte, ist sehr bezeichnend. Für Gibbon und viele seiner Zeitgenossen bedeutete die moderne Epoche der individuellen Emanzipation eine Rückkehr zu dem freieren, weltlicheren Geist der Antike – eine Auffassung, die heute noch weitverbreitet ist, auch wenn sie inzwischen weitgehend vom heftigen Antiklerikalismus gereinigt ist.

Doch wie frei waren das antike Griechenland und Rom? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns näher mit den religiösen und moralischen Überzeugungen beschäftigen, aus denen sich die religiösen und moralischen Institutionen des antiken Stadtstaats, der *Polis*, entwickelt haben. Diese Überzeugungen haben einen ganz bestimmten Gesellschaftsbegriff hervorgebracht, einen Begriff, der bis zum 1. Jahrhundert n. Chr. nicht ernsthaft in Frage gestellt wurde.

Sobald wir uns die Überzeugungen und Bräuche aus der Frühzeit Griechenlands und Roms näher anschauen, die sich größtenteils bis in

ihre Blütezeit hielten, sehen wir uns in eine völlig fremde Welt versetzt – eine indoeuropäische Welt, die sogar älter ist als der Polytheismus, den wir normalerweise mit Griechenland und Rom verbinden. Wir lernen das Konzept einer Gesellschaft kennen, in der die Gesellschaft alles war. Sie war nicht nur (modern ausgedrückt) eine zivile, sondern auch eine religiöse Institution, in der der *pater familias* zugleich die Funktion des Richters und die des Hohepriesters innehatte.

Um dieser Welt habhaft zu werden – um zu sehen und zu fühlen, wie es war, in ihr zu sein und zu handeln –, bedarf es eines ganz außergewöhnlichen Sprungs unserer Phantasie. Der Autor, dem dieser Sprung in die Vorstellungswelt jener Menschen am besten gelungen ist, die vor einigen Jahrtausenden Griechenland und die italienische Halbinsel besiedelten, war der französische Historiker Fustel de Coulanges. In seinem Buch *Der antike Staat* (1864), einem der bemerkenswertesten Bücher des 19. Jahrhunderts, zeigt er, wie prähistorische religiöse Vorstellungen zunächst die familiären und dann die öffentlichen Institutionen Griechenlands und Roms prägten. Zum Wesen der antiken Familie schreibt er: »Das Studium der alten privatrechtlichen Verordnungen ließ uns über die Zeiten hinweg, die man die historischen nennt, eine Reihe von Jahrhunderten vage erkennen, in denen die Familie die einzige Gesellschaftsform war.«¹

Beginnend mit den frühesten griechischen und römischen Gesetzestexten, begibt sich Fustel de Coulanges zurück in eine Welt, in der der Ahnenkult zur Entstehung einer Familienreligion führte. Sein Buch bleibt bei weitem »das einflussreichste neuzeitliche Werk über den antiken Staat«.² Allerdings misstraute Fustel selbst großen Teilen der modernen Literatur über die Antike, wobei er offenbar der Meinung war, Begriffe wie »Rationalität« und »Privateigentum« seien Anachronismen und würden uns den Zugang zu Denkweisen und Institutionen verwehren, die grundverschieden von den unseren seien. »Für das Studium des Altertums ist es unerlässlich, sich auf die Zeugnisse zu stützen, die uns diese Epoche hinterlassen hat.«³ Der Entschlossenheit, mit der Fustel diesen Ansatz verfolgte, verdankt das Werk seinen Wert.

Fustel beruft sich nicht nur auf die ersten Gesetzestexte, sondern

auch auf die frühesten Historiker, Philosophen und Dramatiker, um die Bedeutung der Überzeugungen zu erfassen, welche die Familie und den Staat der Antike formten. Gelegentlich mag er die Symmetrie und Reichweite dieser Überzeugungen übertreiben, um die Entstehung der Polis aus einer auf die Familie gegründeten Gesellschaft zu erklären. Es gab noch andere Ursachen. Die Wirklichkeit war hin und wieder etwas unübersichtlicher, als Fustel sie darstellt. Denn das Selbstverständnis der Menschen umfasst nie die ganze Wahrheit. Es trifft eine Auswahl, vereinfacht, und gelegentlich entstellt es auch. Trotzdem besitzt Fustel eine bemerkenswerte Fähigkeit, die Ursprünge der Institutionen aus der Sprache selbst und der frühen Gesetzgebung abzuleiten. Deshalb kommt seine Darstellung dem Verständnis sehr nahe, das antike Denker – nicht zuletzt Aristoteles – von ihrer eigenen sozialen Entwicklung hatten.⁴ Es ging Fustel vordringlich um die Überzeugungen, die sie von sich selber hatten. Und darum geht es auch uns.

Für Fustel war die antike Familie ursprünglich Mittelpunkt und Medium der religiösen Überzeugung. Sie war ein Werkzeug der Unsterblichkeit, eine Metaphysik und zugleich ein Kult. Die Bräuche der antiken Familie entsprachen den Bedürfnissen selbstreflexiver Wesen, die bemüht waren, die unabänderliche Tatsache des Todes zu bewältigen. Am häuslichen Herd – wo der Vater das heilige Feuer hütete, Opfergaben darbrachte und von seinem Vater erlernte Beschwörungen murmelte – suchten Familienmitglieder die Vereinigung mit den Ahnen und bereiteten ihre Zukunft vor. Das Feuer durfte nicht erlöschen, denn man hielt es für lebendig. Seine flackernden, stofflosen Flammen repräsentierten nicht nur die Ahnen der Familie. Sie *waren* die Ahnen, von denen man annahm, sie würden unterirdisch leben und müssten mit Essen und Trinken versorgt werden, damit sie keine übelwollenden Geister würden. Das Hüten des Feuers wurde daher zu einer Verpflichtung mit absolutem Vorrang. Der älteste Sohn übernahm vom Vater die Aufgabe, am häuslichen Herd über die alten Riten zu wachen. Er war der Hohepriester, und ihm folgte wiederum sein ältester Sohn nach.

Der Kreislauf, den die Religion stiftete, war ausschließlich familiär. Die Götter konnten nicht geteilt werden. Nur verstorbene männliche

Blutsverwandte konnten als Familiengötter verehrt werden. Außerdem glaubte man, dass die toten Ahnen nur Opfer von Familienmitgliedern annehmen würden. Daher wurden Fremde aus Furcht vor einem Sakrileg vom Totenkult ausgeschlossen. »Das Altgriechische hatte zur Bezeichnung der Familie ein sehr bildkräftiges Wort ... ein Wort, das buchstäblich bedeutete, was neben dem Herd ist. Eine Familie war eine Gruppe von Personen, denen die Religion erlaubte, dasselbe Herdfeuer anzurufen und denselben Vorfahren das Totenmahl darzubringen.«⁵

Wurde der Herd nicht sorgfältig behütet und bewacht, wurden die Ahnen (die Götter des Inneren), die unter der Erde »ruhten«, unruhig, begannen umherzuwandern und die Lebenden wie Dämonen und nicht wie Götter heimzusuchen.

Dieser Glaube an das heilige Feuer und die göttlichen Ahnen, der sich bei näherer Beschäftigung mit der Ethymologie der griechischen und lateinischen Sprache offenbart hatte (Fustel zog noch andere indogermanische Quellen wie die Veden heran), sollte nicht als bloße anthropologische Merkwürdigkeit abgetan werden. Denn Riten, die durch diese Glaubensvorstellungen eingeführt worden waren, überlebten, wenn auch in veränderter Form, bis in historische Zeit als die häuslichen Riten der Griechen und Römer. Bis zum Aufkommen des Christentums lieferten sie sogar das Gerüst des Alltagslebens.

Das Haus eines Griechen oder eines Römers enthielt einen Altar; auf diesem Altar mußten sich stets ein wenig Asche und glühende Kohlen befinden. Es war eine heilige Pflicht für jeden Hausherrn, das Feuer Tag und Nacht zu unterhalten. Unheil dem Hause, in dem es erlosch! Jeden Abend bedeckte man die Kohlen mit Asche, um zu verhindern, daß sie verglühten; beim Erwachen galt die erste Sorge dem Feuer, das wieder angefacht und mit Holz genährt werden mußte. Erst wenn die ganze Familie ausgestorben war, hörte das Feuer zu brennen auf; erloschener Herd und erloschene Familie waren bei den Alten synonyme Ausdrücke.⁶

Die absolute Autorität des ältesten männlichen Familienmitglieds, des Hüters des heiligen Feuers und Bewahrsers des Familienkults, ging später auf den *pater familias* über. Seine Autorität resultierte unmittelbar aus der Religion. Wenn ein Sohn beschloss, unverheiratet zu bleiben, galt das als Pflichtverletzung, denn es gefährdete die Unsterblichkeit der Familie.

Auch andere familiäre Traditionen in Griechenland und Rom – die untergeordnete Rolle von Frauen, der Charakter der Ehe, Eigentumsrechte und Erbgeln – waren unmittelbare Folgen der religiösen Überzeugungen. Beschäftigen wir uns zunächst mit der Rolle der Frauen. Frauen konnten am Totenkult nur mittels ihres Vaters oder Ehemanns teilnehmen. Denn die Abstammung wurde durch die männliche Linie bestimmt. Trotzdem beherrschte die Religion die Verwandtschaftsbeziehungen so gründlich, dass ein adoptierter Sohn, sobald er zum Ahnenkult zugelassen war, an den Ahnen teilhatte, während ein Sohn, der den Familienkult aufgab, aufhörte, ein Verwandter zu sein, und zum Fremden wurde.

Kommen wir auf das Beispiel der Braut zurück, die über die Schwelle ihres neuen Heims getragen wurde, denn jetzt erschließt sich uns der Ursprung dieses Brauchs. In einer Welt, in der die Familie die einzige soziale Institution und der Ahnenkult der Ursprung der persönlichen Identität war, markierte der Wechsel von einer Familie zu einer anderen einen wahrhaft bedeutsamen Schritt für eine junge Frau, einen Schritt, der ihre Identität vollständig veränderte. Was musste also geschehen, damit eine Eheschließung stattfinden konnte? Erstens musste die Tochter durch eine formelle Zeremonie vor dem heiligen Feuer auf immer von ihrer eigenen Familie getrennt werden. Doch mit dem Verzicht auf den Kult ihrer Familie verlor sie ihre Identität. Vorübergehend wurde sie eine Nicht-Person. Deshalb musste ihr künftiger Ehemann sie über die Schwelle des Hauses seiner Familie tragen. Erst wenn sie in den Kult ihrer neuen Familie aufgenommen worden war – in einer weiteren feierlichen Zeremonie vor deren heiligem Feuer –, erwarb sie eine neue Identität – eine Identität, die ihr ermöglichte, das Haus selbständig zu betreten und zu verlassen. Denn jetzt hatte sie wieder Ahnen und eine Zukunft.

Natürlich war die – vergangene, gegenwärtige und künftige – Familie die Grundeinheit der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zwangsläufig war sie der Baustein aller größeren sozialen Einheiten. Nach Fustels Ansicht ist das ein Erbe vorgeschichtlicher Zeiten, als die mehr oder weniger erweiterte Familie die einzige soziale Institution war, lange bevor es Städte und Staaten gab. Die Abgrenzung des Familienbereichs wurde nicht nur als physische, sondern auch als moralische Trennungslinie verstanden. Außerhalb dieser Grenze waren Fremde und Feinde. Wobei zwischen diesen beiden Gruppen nicht klar unterschieden wurde. Anfangs zumindest billigte man Personen außerhalb des Familienkreises nicht die gleichen Eigenschaften zu wie denen innerhalb des Kreises. Man erkannte kein gemeinsames Menschentum an, was sich zum Beispiel in der Praxis der Sklaverei äußerte.

Es gab eine enge Verbindung zwischen diesen Vorstellungen über das Wesen der Familie und dem Begriff der Eigentumsrechte. Der Familienherd oder -altar und mit ihm die göttlichen Ahnen oder Familiengötter waren der Mittelpunkt eines sesshaften Lebens, einer festen Beziehung zur Erde.

Drei Dinge sind es, die man in den griechischen und italischen Gesellschaften seit alters her bestehend und tief verwurzelt findet: die häusliche Religion, die Familie und das Eigentumsrecht; drei Dinge, die ursprünglich einen offenkundigen Zusammenhang miteinander gehabt haben und untrennbar schienen. Die Idee des Privateigentums entstammte der Religion selbst. Jede Familie hatte ihren Herd und ihre Vorfahren. Diese Götter konnten nur von ihr angebetet werden und schützten ihrerseits nur diese Familie; sie waren ihr Eigentum.⁷

Die Grenzen des Familienbesitzes waren zugleich die Grenzen eines heiligen Bezirks. Wie zwei heilige Feuer und die von ihnen verkörperten Götter nicht miteinander vereinigt werden konnten, selbst nicht durch Mischehen, so mussten auch die Umfriedungen der Familie voneinander getrennt bleiben.

Dieser primitive Glaube überlebte in Bräuchen, die noch Jahrhunderte später praktiziert wurden, als die Griechen und Römer ihre ers-

ten Städte bauten. Denn obwohl die Stadthäuser sehr viel enger zusammenrücken mussten, durften sie nicht aneinandergelagert werden – ein schmaler Zwischenraum, wie klein auch immer, musste sie trennen. »In Rom schreibt das Gesetz einen zweieinhalb Fuß breiten freien Raum vor, der zwei Häuser stets voneinander trennen soll, und dieser Zwischenraum ist dem ›Gott der Umfriedung‹ geweiht.«⁸ Natürlich setzte man sich später mit dem Bau von Mehrfamilienhäusern über dieses Verbot hinweg. Doch anfangs prägte es das römische Eigentumsrecht.

Wenn wir heute einem anderen Menschen begegnen, sehen wir in ihm vorrangig ein Individuum mit Rechten und kein Familienmitglied, dem ein bestimmter Status zugewiesen ist. Das heißt, wir sehen in Menschen rationale Handlungsträger, die aufgrund ihrer Fähigkeit zu denken und zu entscheiden ein Anrecht auf einen grundlegenden Gleichheitsstatus haben, auf eine moralische Gleichwertigkeit. Wir sind sogar geneigt, diese moralische Gleichheit als Wahrnehmungstat- sache und nicht als soziale Bewertung zu betrachten, so tief verwurzelt ist unsere Annahme, dass rationale Handlungsmacht Gleichheit der Anteilnahme und Achtung verlangt.

Doch wie gesehen, war das nicht immer so. Wenn wir uns den vor- geschichtlichen religiösen Überzeugungen und Bräuchen zuwenden, die an der Entstehung der griechischen und römischen Stadt beteiligt waren, den Wurzeln ihrer häuslichen Institutionen, betreten wir gewissermaßen eine Welt kleiner Familienkirchen. Niemand durfte mehr als einen Herd anbeten oder mehr als einer göttlichen Ahnen- reihe opfern – denn jede Reihe war eine ewige Gottheit, die vergan- gene, gegenwärtige und künftige Familienmitglieder miteinander ver- knüpfte und sie allein beschützte. Die Beteiligung an Opfern für mehr als einen Herd hätte als ungeheuerlicher Frevel gegolten, der beiden Familien Unglück bringen musste.

Da jede Familie ihre eigenen Götter hatte, bei denen sie Schutz suchte und denen sie opferte, bedeutete die Trennung vom Familien- kult den Verlust der persönlichen Identität. Daher hat Fustel de Cou- langes zu Recht die Ansicht vertreten, dass sich die antike Familie nicht auf Geburt, Zuneigung oder Körperkraft gründete, sondern auf die

Religion. Mächtige religiöse Überzeugungen – lange bevor man an die Götter rund um Zeus oder Jupiter glaubte – prägten die Familieninstitutionen der Griechen und Römer. Diese Überzeugungen passten zu einer Zeit, in der es lediglich mehr oder weniger erweiterte Familien gab – das heißt, eine Zeit vor der Entstehung der Städte.

Doch allmählich entwickelten sich größere Zusammenschlüsse. Ein Symptom dafür war die Entstehung des Polytheismus. War ursprünglich die einzige Einheit eines dauerhaften menschlichen Zusammenschlusses die Familie und die Grundlage dafür die Religion, dann mussten bestimmte Bedingungen erfüllt sein, bevor größere Zusammenschlüsse möglich wurden. Städte konnten erst entstehen, als sich neue Zusammenschlüsse von Familien entwickelten – zunächst die Gens oder Großfamilie, dann die Geschlechterverbände (griechisch Phratry und lateinisch Kurie) und schließlich die Stämme. Fustel behauptet nicht, dass es immer innerhalb dieser größeren Zusammenschlüsse ein Familienband gegeben habe. Doch als sie sich bildeten, zwangen ihre Glaubenslehren sie, eine gemeinsame Gottheit zu finden. Jede Erweiterung der menschlichen Zusammenschlüsse erforderte einen neuen Kultus und die Anerkennung einer Gottheit, die den alten Gottheiten überlegen war.

Spuren dieser intermediären Zusammenschlüsse hielten sich noch lange in den Institutionen des griechischen und römischen Stadtstaates. Da jede Ausweitung der menschlichen Zusammenschlüsse eine Erweiterung der religiösen Überzeugungen erforderlich machte – die Anerkennung gemeinsamer Gottheiten –, hielt sich das ursprüngliche Modell der Familienreligion hartnäckig, was Althistoriker heute noch beeindruckt.⁹

Offenbar sind wir von den Vorstellungen der Aufklärung weit entfernt, deren Vertreter von einer freien, säkular gesinnten Antike schwärmten, einer Welt, die nicht von religiösen Autoritäten und Priesterschaften gegängelt wurde. Unter dem Einfluss ihrer antiklerikalen Ideen übersahen diese Gelehrten des 18. Jahrhunderts einen wichtigen Aspekt der griechisch-römischen Welt. Sie bemerkten nicht, dass die antike Familie als echte Kirche begann – eine Kirche, die ihre Mitgliederzahl allerdings extrem begrenzte. Der Vater, der alle Ahnen

repräsentierte, war selbst ein Gott in statu nascendi. Die Ehefrau zählte nur als Teil ihres Mannes, denn allein durch ihn hatte sie Ahnen und Nachkommen. Die Autorität des Vaters als Priester und Richter umfasste ursprünglich sogar das Recht, Frau und Kinder zu verstoßen oder zu töten. Ehelosigkeit und Ehebruch galten als schwere Verbrechen, weil sie auf je eigene Weise den Familienkult bedrohten.

Doch der Vater übte seine Autorität auf der Grundlage von Überzeugungen aus, die von der Familie geteilt wurden. Das war keine willkürliche Macht. Der alles überwölbende Auftrag lautete, den Familienkult zu bewahren und die Ahnen vor dem Vergessen zu schützen. Die Beschränkung der Zuneigung auf den Familienkreis verlieh ihr eine außerordentliche Intensität. *Caritas* und Mitmenschlichkeit galten nicht als Tugenden und wären wahrscheinlich nicht verstanden worden. Entscheidend war allein, die Pflichten zu erfüllen, die mit der eigenen Rolle in der Familie verknüpft waren. »Alles war göttlich in der Familie. Pflichtgefühl, natürliche Neigung, Frömmigkeit flossen zusammen und wurden durch ein und dasselbe Wort ausgedrückt.«¹⁰ Das Wort war Frömmigkeit (*pietas*).

Es besteht auch kein Grund zu der Annahme, dass die Pflichten der Familienfrömmigkeit sich in späteren, historischen Zeiten, als sich die Familien zu größeren Einheiten zusammenschlossen, wesentlich abschwächten. Beispielsweise prägte die Befolgung dieser Rituale den Tagesablauf des römischen Bürgers. »Morgens und abends ruft er seinen Herd ... [und] seine Vorfahren an; wenn er sein Haus verläßt und wenn er heimkehrt, richtet er Gebete an sie«, schreibt Fustel. »Ein religiöser Akt ist jedes Mahl, das er mit seinen häuslichen Gottheiten teilt. Die Geburt, die Einweihung, das Anlegen der Toga, die Heirat und die Jahrestage aller dieser Ereignisse sind feierliche Kulthandlungen.«¹¹

Die *Äneis*, das große Epos, das Virgil schrieb, als aus der Republik das Römische Reich wurde, ist ein Beleg für die Pflichten der Frömmigkeit in Notsituationen. Berninis Skulptur *Äneas, Anchises und Ascanius auf der Flucht aus Troja* – die sich heute in der Villa Borghese in Rom befindet – verkörpert diese Pflichten. Sie zeigt Äneas, wie er nach dem Fall Trojas seinen Vater und die Hausgötter davonschleppt, während sein Sohn Ascanius das heilige Feuer trägt. Vater und Sohn nehmen

mit, was ihnen am wichtigsten ist. Das ist eine augenfällige Darstellung des Frömmigkeitsbegriffs.

Es zeigt sich also, dass die Familieninstitutionen der Griechen und Römer – Institutionen, die die Grundlage für ihre rechtlichen und politischen Institutionen bildeten – von den religiösen Überzeugungen geprägt wurden, die die Pflichten gegenüber ihren heiligen Ahnen betrafen. Das wird nirgends so deutlich wie am Begriff der daraus resultierenden Eigentumsrechte. Im frühesten griechischen und römischen Recht war der Verkauf von Eigentum praktisch verboten. Selbst später noch, in historischen Zeiten, gab es eine Vielzahl von Verboten und Strafandrohungen, die die Möglichkeit eines solchen Verkaufs einschränkten. Der Grund liegt auf der Hand. Das Familieneigentum war ein untrennbarer Bestandteil des Familienkults. »Religion befahl, daß der Herd an den Boden gebunden war und das Grab weder zerstört noch verlegt werden durfte. Man schaffe das Eigentum ab, und der Herd wird heimatlos, die Familien werden sich miteinander vermischen, die Toten werden sich selbst überlassen und ohne Kult sein.«¹² Daraus folgte, dass das Eigentum nicht einem einzelnen Mann gehörte, sondern der Familie. Das älteste männliche Familienmitglied verfügte über das Land als Treuhänder. Das zeigte die Erbfolgeregelung. Für das Eigentum galt die gleiche Regelung wie für den Kult. Es ging an den ältesten Sohn oder, wenn es keine Söhne gab, an den nächsten männlichen Verwandten. Töchter konnten nicht erben. Hatte der Verstorbene in Athen nur eine Tochter, musste sie den Erben heiraten – selbst wenn er oder sie bereits verheiratet war!

Die Verfügung über Eigentum beruhte nicht auf Verträgen oder individuellen Entscheidungen. In frühester griechischer und römischer Zeit war Eigentum in erster Linie ein Mittel, um den Familienkult weiterzuführen. In Athen waren testamentarische Verfügungen bis zu Solon (6. Jahrhundert v. Chr.) unbekannt, und dessen Gesetze ließen sie nur für Kinderlose zu. Später wurden sie unter größten religiösen Bedenken gestattet. Fustel de Coulanges konnte mühelos nachweisen, dass solche Bedenken auch noch zu Athens größten Zeiten lebendig waren. In den *Gesetzen* kommentiert Platon voller Verachtung das Verhalten der Männer, die auf dem Totenbett den Wunsch äußern, mit

ihrem Eigentum nach Belieben zu verfahren. Ihr, sagt er, »die ihr buchstäblich Eintagsgeschöpfe seid, euch fällt es in eurer jetzigen Lage schwer, euren eigenen Besitz recht zu erkennen und noch dazu euch selbst ... Daher erkläre ich als Gesetzgeber, daß weder ihr euch selbst gehört noch diese eure Habe, sondern eurem ganzen Geschlecht, sowohl dem vergangenem als auch dem künftigen ...«¹³

Man ist versucht, diese Glaubensvorstellungen in der Sprache des 18. Jahrhunderts, der Aufklärung, als »Vorurteile« zu bezeichnen. Solche Vorurteile begründeten in der Antike ein hierarchisches Konzept der Gesellschaft, das die ersten unverfälschten Formen des Ahnenkults lange überlebte. Allerdings wurden viele auf diesen Vorurteilen basierenden Rechtsnormen in historischer Zeit modifiziert: Die Veräußerung von Eigentum wurde erleichtert und die väterliche Befehlsgewalt ein wenig eingeschränkt. So traten Veränderungen ein, die den Boden für eine moralische Revolution vorbereiteten.

Trotzdem begriffen die Griechen und Römer »Gesellschaft« auch weiterhin als einen Zusammenschluss von Familien, jede mit ihrem eigenen Kult – und nicht als eine Vereinigung von Individuen. Daher oblag die Rechtsprechung innerhalb der Familie weiterhin dem *pater familias* und nicht der Stadt. Die auf der häuslichen Religion beruhende Autorität des Vaters setzte die Unterordnung der Frau voraus.

Die griechischen und römischen Gesetze sagen dasselbe. Als Mädchen ist sie dem Vater unterworfen, nach dem Tod des Vaters ihren Brüdern und ihren Agnaten; in der Ehe steht sie unter der Vormundschaft des Gatten; nach dem Tod des Gatten kehrt sie nicht in ihre eigene Familie zurück, denn darauf hat sie bei der Heirat verzichtet; die Witwe steht unter der Vormundschaft der Agnaten ihres Gatten, das heißt ihrer eigenen Söhne, sofern sie welche hat, oder, falls keine Söhne vorhanden sind, der nächsten Verwandten.¹⁴

Es gab also eine enge Verbindung zwischen der Unverletzlichkeit der häuslichen Sphäre und dem exklusiven Charakter der Familienreligion. Sie bildeten eine moralische Grenze, die die antike Stadt im Zuge ihrer Entwicklung respektieren musste. Der Zuständigkeitsbereich der

Gerichtsbarkeit endete an den Grundstücksgrenzen der Familie. Wer Eigentumsrechte verletzte, verletzte die häusliche Religion, das heißt, die heiligsten Verpflichtungen. Das bestätigt beispielsweise der Umgang mit Schuldnern. Zwar konnte ein Schuldner seine Arbeitskräfte verlieren, doch sein Eigentum war unantastbar.

Jetzt sind wir besser in der Lage, die wichtigsten Konsequenzen der griechischen und römischen Religion für die Gesellschafts- und Staatsordnung zu verstehen. Sogar Fustel sieht diesen Aspekt nicht deutlich genug. Um ihn ganz zu begreifen, müssen wir den Unterschied zwischen öffentlichem und privatem Raum aufgeben – den Unterschied, der unsere moderne Vorstellung von der Zivilgesellschaft und der individuellen Freiheit prägt.

Für die Griechen und Römer bestand der entscheidende Unterschied nicht zwischen dem öffentlichen und privaten Raum, sondern zwischen der öffentlichen und der häuslichen Sphäre. Die häusliche Sphäre war die der Familie und nicht die von Individuen mit Rechten. Sie war eine Sphäre voller Ungleichheit. Rollenungleichheit war von fundamentaler Bedeutung für den Kult der antiken Familie. Kein Wunder, dass nach der Gründung der antiken Stadt das Bürgerrecht nur dem *pater familias* offenstand und später seinen Söhnen. Frauen, Sklaven und Fremdstämmige (die keinen eigenen Herd oder Kult hatten, keine anerkannten Vorfahren) wurden grundsätzlich ausgeschlossen. Die Frömmigkeit errichtete eine unüberwindliche Barriere.

In der antiken Familie gab es eine uns unbekanntes Gefühlsintensität. Doch diese Intensität war der Preis für moralische Transparenz – die Pflichten der Menschlichkeit gewissermaßen.